

Schon ein Witz!

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Illustration**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **69 (1943)**

Heft 34

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Nachtreaktion

Von Oscar Walser

Eines Nachmittags, so gegen 5 Uhr, rutscht ein Fassadenmaler unwirsch auf dem schwan-kenden Gerüstbrett in der Höhe des dritten Stockwerks umher. Während er die zehn Minuten, welche bis zum Feierabend fehlen, damit zubringt, umständlich seinen breiten, flachen Pinsel an der harten Randkruste des Farbkessels auszustreichen, wirft er den letzten neidischen Blick durch eines der vorhanglosen Fenster der engen Vorstadtwohnung. «Ausgewachsene Faulenzer» brummt er zu sich selber und meint damit zwei Männer, die drinnen im seltsamen Durcheinander des schäbig tapezierten Zimmers den Nachmittag zeitungslesend, rauchend, brillenputzend, gähmend und plaudernd gemächlich verträufeln haben.

Um 6 Uhr fischt der eine der beiden mit spitzen Fingern ein Kreidestümpchen aus der Westentasche, schmiert in undeutlichen Buchstaben das Wort «Theater» auf die Präsenztafel aus geschwärztem Tannenholz, die neben der Tür an der Wand hängt, nickt seinem Kollegen freundlich zu und verschwindet. Eine Stunde später befällt den Zurückgebliebenen eine seltsame Unruhe. Ungeduldig umkreist er den riesigen Tisch, auf dem sich zerknüllte Telegrammformulare, kreuz und quer durchkorrigierte Manuskripte, Schreibblöcke, Scheren, Leimtöpfe, Aschenbecher und einige mangelhaft gespitzte Bleistifte zu einem unordentlichen Stillleben gruppieren. Um sieben Uhr fünf Minuten streckt er erbotst seinen Kopf zum Fenster hinaus und hält besorgt Ausschau nach der Ablösung. Nach Ablauf einer Viertelstunde keucht der Nachtreaktor endlich heran, bittet um Entschuldigung wegen der Verspätung, wirft Hut und Aktenmappe ungestüm auf das ausgefederte Ruhebett und hört nach einem hastigen Blick in die Dienstmappe zu seiner Bestürzung von dem ereignislosen Nachmittag, was ihn, als alten abergläubischen Nachrichtenfuchs, einige arbeitsreiche Stunden ahnen läßt. Also beginnt er, kaum daß sein Kollege ihn verlassen hat, sich häuslich einzurichten, legt Kiffel, Kragen und Krawatte ab, bringt Ordnung in die Bleistiftschale, rückt Buch und Leselampe zurecht und schlurft dann in bequemen Hausschuhen hinaus nach der Küche, um vorerst einmal einen Tee zu brauen, der ihm helfen soll, jene unerläßliche Verstandeschärfe zurückzugewinnen, die durch das kurz vor Dienstbeginn eingenommene Abendessen abhanden gekommen ist. Um halb neun Uhr rückt der Bote mit den Morgenblättern an. Man guckt flüchtig hinein, um die alte Tatsache von neuem bestätigt zu finden, daß die liebe Konkurrenz in der Uebermittlung der Neuigkeiten aus Waziristan schneller und deshalb im Abdruck bevorzugt ist.

Inzwischen hat sich eine milde Sommernacht über die Vorstadt gesenkt. Aus dem nahen Park klingt das eifrige Zirpen der Grillen, mitunter auch fröhliches Gelächter lustwandelnder Mädchen herüber in die Redaktionsstube, welche nun der matte Lichtkreis einer Pultlampe notdürftig erhellt. Eine Weile steht man noch am geöffneten Fenster, denkt beinahe mißgünstig, wie schön es doch die Herren Kollegen von der Zeitung haben, die sich abends gemütlich unter die spazierenden Bürger scha-

ren können und dennoch jeden Morgen pünktlich ihr Depeschenbeiglein auf dem Arbeits-tisch vorfinden, oder rechnet bange im Kopf nach, ob der karge Lohn diesmal wohl bis zum Monatsende ausreiche. Um neun Uhr dreißig Minuten schrillt das Telephon. Es scheint Leben in die Bude kommen zu wollen. Unser Mann legt Block und Stiff bereit, setzt den Kopfhörer auf und beginnt in eilig hingeworfenen Hieroglyphen den Bericht über die Abend-sitzung des Parlamentes nachzuschreiben, den der hauptstädtische Korrespondent am andern Ende des Drahtes undeutlich in den Trichter schwab-belt. Kaum sind die düsteren steuerpolitischen Zukunftsperspektiven des Finanzministers auf der empfindlichen Wachsmatritze zurechtgeklappert, so ist die Zeit der ausländischen Abonnementgespräche da.

Nun hebt, während zum Ueberfluß im Neben-zimmer auch noch der Fernschreiber zu ticken beginnt, eine fieberhafte Sprech- und Schreibätigkeit an. Das parlamentarische Ex-posité des Volkswirtschaftsministers über die Er-folge der einheimischen Pferdezucht im abge-lautenen Berichtsjahr wird für würdig befunden, in konzentrierter Form sogar den Bewohn-ern der ungarischen Puszta vermittelt zu wer-den, wahrscheinlich um dort blassen Konkur-renzneid zu erregen. Der Mann am Apparat spricht, horcht und schreibt abwechselungsweise angestrengt, die gelenkigen Finger werden langsam müde, die Hieroglyphen immer grö-ßer und krauser, die diktierende Stimme wird heiser, die Manuskriptblätter schwellen rasch zur unüberblickbaren Papierflut an. Mit der Fülle der Arbeit nimmt auch die Gereiztheit zu, welche schließlich in einem zwar aussichts-losen aber ach so befreienden Zwiesgespräch mit dem zwitschernden Fräulein vom Amt über die Behebung störender Zwischengeräusche auf der Fernleitung ihren beredten Ausdruck findet. Die an eine fremdländisch verstümmelte Depesche verschwendeten Uebersetzungsmühen lohnen sich; denn aus dem Zusammensetzspiel der Worte ergibt sich die erschütternde Nach-richt, daß die Dynastie des finsternen Maha-radscha von Ramawalapuli durch eine unblu-tige Palastrevolution gestürzt wurde.

Um halb zwölf Uhr ist es höchste Zeit, mit der Korrekturlackplackerei zu beginnen, um die Nachrichten des Nachtdienstes rechtzeitig für den Postversand herzurichten. Eine ebenso umfangreiche als heikle Kammerdebatte wird für den Frühdienst zurückgestellt. Kaum hat der geplagte Redaktor die Beruhigungsziga-rette angesteckt und eine kurze Arbeitspause eingeschaltet, während der er sich vermittelt einiger Seiten Romanlektüre vom Aufenthalt in der Einöde des uniformierten Depeschenstils zu erholen gedenkt, schrillt das Telephon von neuem. Die holde Gaffin vergewissert sich, liebevoll über den Draht gute Nacht wün-schend, diplomatischerweise, daß ihr Mann sich tatsächlich im Dienst und nicht, diesen zu einer Ausrede benützend, auf nachwandlerischen Abwegen befindet. Allein aus der gutgemein-ten Nachtruhe wird leider nichts. Mit der Spät-post bringt der Bote das zwölfseitige Manuskript einer Rede, die Herr Kantonsrat Weggli an der bevorstehenden Zentraltagung des Kan-inchenzüchtereis halten wird, und wel-ches er zum voraus gesandt hat, um, wie er schreibt, die Uebermittlungsfehler zu vermei-den, welche letztes Jahr eine so bedauerliche Entstellung seiner Ausführungen zur Folge hatten.

In den nun folgenden Stunden müht sich der Redaktor, seufzend über den umfangreichen Text gebeugt, sein stilistisches Gewissen mit den unzureichenden kaninchenzüchterischen Kenntnissen in Einklang zu bringen. Bis zum frühen Morgen findet er kaum Zeit, die auf Lager befindliche Kammerdebatte zu überset-zen, neu eintreffendes Material, das dem geflügelten Wort von der sommerlichen Saure-gurkenzeit geradezu spottet, zu verarbeiten und sich zwischenhinein über die blödsinnige

Diensteinteilung zu ärgern, die den Unglücks-raben des Nachtdienstes allein sich aufreiben läßt, während am flauen Tag ihrer zwei ein-ander gegenseitig die Zeit fotschlagen helfen.

Dampf im Kopf von den vielen geschlürften Tassen starken Kaffees und den unzähligen verpafften Zigaretten begibt man sich um sechs Uhr früh in den frischen Morgen hinaus und nach der Bahnhofswirtschaft. Und während man, die aufgepeitschten Nerven beruhigend und auf den verdienten Tagesschlaf vorbereitend, einen Liter schweren Rotweins trinkt, erzählt man der staunenden Kellnerin, daß die Lieb-lingsfrau des Maharadschas von Ramawalapuli bei einer unblutigen Palastrevolution den Tod gefunden habe.

Um die Zeit, da man endlich schlaftrunken ins Bett kriecht, sitzt Herr Kantonsrat Weggli behaglich beim Frühstück, tunkt genießerisch die frischen Weißmehlbrötchen in den Milch-kaffee, liest die Mittagszeitung und stellt em-pört fest, daß seine Rede, die er am kommen-den Sonntag zu halten gedenkt, darin abge-druckt ist, weil der Schluß von einem Nach-tredaktor den Sperrfristvermerk anzubringen vergaß.

Das alles spielt sich in Wirklichkeit bedeu-tend ungemütlicher und aufregender ab, als es hier beschrieben werden konnte. Auch hat sich wegen der Verdunkelung, der Zensur, der Rationierung und überhaupt der blutigen Welt-revolution vieles geändert. Aber Herr Kantons-rat Weggli, der unscheinbare Depeschenredak-tor, dessen mißtrauische Gaffin und sein kar-ger Lohn sind sich bis auf den heutigen Tag gleich geblieben.



Schon ein Witz!

„Und, was sagte er Ihnen vor 20 Jahren?“

Marc' Aurelio, Rom

An die Nein-Stimmer

Wenn Dich der Steuerzettel drückt,
wenn Dir die Anbauschlacht mißglückt,
wenn Du willst essen, was Dir paßt,
wenn Dir der Nachbar ist verhaßt,
wenn die von Bern zu viel vorschreiben
(es sind doch lauter «dumme Chaiben»),
wenn Dir Dein Schatz den Abschied gab,
wenn Dienst muß leisten, alter Chnab,
wenn Du das lätzte Tram erwischst,
wenn Du am Abend müde bischt —
dann stimmst Du NEIN am Wahltag, gelt,
und kehrt nach Hause als ein Held.

Anton

Trompetengold

Diesen volkstümlichen Ausdruck sucht man vergebens in den Hilfsbüchern der deutschen Sprache. Man übersetzt ihn am besten mit: «Der Schein trügt», oder «Es ist nicht alles Gold, was glänzt». Also der messingene Glanz der Trompete ist trotz dem Geschmetter des Instrumentes doch kein Gold! Machen wir eine Nutzenwen-dung für die Teppiche. Maschinenteppiche können so aussehen, als ob, aber sie sind es nicht, nämlich Orientteppiche, wie sie Vidal an der Bahnhofstraße in Zürich ver-kauff.

